Zeitschrift: Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik

Herausgeber: Widerspruch

Band: 40 (2021)

Heft: 77

Artikel: Dieses merkwürdige Ding namens Geld : ein Streifzug durch die Kulturgeschichte der Kapitalwirtschaft

Autor: Howald, Stefan

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1055525

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Stefan Howald

Dieses merkwürdige Ding namens Geld

Ein Streifzug durch die Kulturgeschichte der Kapitalwirtschaft

Die Signale sind widersprüchlich. Einerseits ist in verschiedenen Kantonen kürzlich überraschend die Offenlegung der Parteienfinanzierung angenommen worden. Einige KommentatorInnen meinen, damit zeichne sich in der Schweiz ein neuer, nüchterner Umgang mit Geld ab – dieses werde aus der Sphäre der geheimen Privatsache in die Öffentlichkeit gezerrt. Andererseits hat der Finanzjongleur Hans Ziegler für seine kriminellen Millionengeschäfte bloss eine bedingte Gefängnisstrafe erhalten, gelten Finanzbetrügereien immer noch als «Kavaliersdelikte», die öffentlich nicht so genau betrachtet und geahndet werden müssen.

Dabei gab es den Topos der geldgierigen Schweizer (und damit waren ausschliesslich Männer gemeint) schon, als die Schweiz als Nation noch gar nicht existierte. Entstanden ist er im Zusammenhang mit dem Reisläufertum, den Schweizer Söldnern. Der englische Humanist Thomas Morus, der 1516 mit seinem Buch *Utopia* die moderne Form des positiven Gesellschaftsentwurfs begründete, beschreibt darin die Zapoleten, ein «abscheuliches und ruchloses Volk», das sich von den ZeitgenossInnen unschwer als Eidgenossen entziffern liess: «Nur zum Kriege geboren, suchen sie eifrig nach Gelegenheit dazu; bietet sich eine, so stürzen sie sich mit Gier darauf, rücken in hellen Scharen aus dem Lande und bieten sich um geringen Sold jedem Beliebigen an, der Soldaten sucht. [...] Wem sie um Sold dienen, für den fechten sie mit Eifer und unerschütterlicher Treue. Jedoch verpflichten sie sich nicht bis zu einem bestimmten Termin, sondern ergreifen nur unter der Bedingung Partei, dass sie bereits am nächsten Tage zu den Feinden übergehen können, wenn ihnen diese höheren Sold bieten.» (Morus 1983, 120)

Was Morus so verderblich schien, die Gier, sich für Geld zu verkaufen, war erst durch die Nachfrage der europäischen Grossmächte nach Söldnern entstanden. Im 17. Jahrhundert hatte sich das Bild der Schweizer bereits so verfestigt, dass es der französische Dramatiker Jean Racine in seiner Satire *Les Plaideurs* (1668) einer seiner Dramenfiguren epigrammatisch in den Mund legen konnte: «point d'argent, point de Suisses». Schweizer kriegt man nur, wenn man mit dem Geldbeutel lockt.

Dahinter standen zwei verschiedene Wirtschafts- und Wertesysteme. Der Feudaladel kämpfte um viel Macht und ein wenig Ehre; die bäuerlichen Eidgenossen, die schon bei Morgarten alle zeitgenössischen Vorstellungen einer angemessenen Kriegsführung über den Haufen und in den See geworfen hatten, verstiessen dagegen und passten sich der frühbürgerlichen Geldwirtschaft an.

Die Söldner haben für die Schweizer Ikonografie eine Herausforderung dargestellt. Plastisch zu sehen ist das bei Ferdinand Hodler, der sie für das Schweizer Landesmuseum in seinem Schlachtgemälde zu Marignano (1900) als einzelne Figuren heroisiert, den Berufsstand als solchen aber in die Ambivalenz einer heroischen Niederlage stellt.

Parallel zum Söldnertum entstanden in Genf die ersten Privatbanken, die noch heute den einen Teil des Schweizer Finanzplatzes ausmachen. Sie finanzierten den maroden französischen Feudalstaat. «Wenn Sie einen Schweizer Bankier aus dem Fenster springen sehen, springen Sie hinterher. Es gibt bestimmt etwas zu verdienen», lautete deshalb ein Bonmot des spöttischen Aufklärers Voltaire.

Machen wir den Sprung: Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde von den USA bei Reparationsverhandlungen über deutsche Kriegsvermögen das Bild der Schweiz als Kriegsgewinnlerin ins Spiel gebracht. «The Gnomes of Zurich» wurden dann geradezu zum geflügelten Wort. Ein Minister der damaligen britischen Labour-Regierung prägte den Begriff 1965 angesichts von Finanzspekulationen gegen das Pfund. Die Schweizer Banker als ebenso geschäftige wie bösartige, ebenso subversive wie lächerliche Gartenzwerge. Von John le Carré bis zu heutigen AutorInnen kommt seither kaum ein Buch- oder Film-Thriller ohne ein Nummernkonto in der Schweiz aus, obwohl das alles – Krimis wie Bankkonten – mittlerweile ein bisschen raffinierter geworden ist.

Die Realität der Schweiz aber sah immer auch anders aus, wie besonders eindringlich die Literatur dokumentiert. Etwa bei Ueli Bräker in dessen *Lebensgeschichte und Ebentheuer des armen Mannes im Tockenburg* (1788), der sich ein Leben lang mit saurem Schweiss abmühen muss, ohne auf einen

grünen Zweig zu kommen. Bei Jeremias Gotthelf ist die von einem konservativen Ansatz her kritisierte Heimsuchung durch die Geldwirtschaft schon im Titel von *Geld und Geist* (1843) enthalten; und die *Käserei auf der Vehfreude* (1850) zeigt den Einbruch kapitalintensiver Käseproduktion in die lokal begrenzte Milchwirtschaft. Gottfried Kellers pessimistischer Altersroman *Martin Salander* (1886) stellt den politischen Liberalismus unter den bedrohlichen Schatten eines überbordenden Gründerkapitalismus des Zürcher Freisinns. Im fiktiven Münsterburg dreht sich das Spekulationskarussell, das die Staatsangestellten im neuen liberalen Staat ebenso mitreisst wie die AkteurInnen im sich entwickelnden Finanzsektor; von Ferne spielt auch ein wenig Profit aus einer Sklavenplantage in Brasilien herein.

In der Folge wird ein psychosozialer Typus des Schweizers schon beinahe zum Klischee. Der doch vermeintlich unpolitische Robert Walser schreibt in *Der Gehülfe* (1908) über die beispielhaften Bäriswiler: «Im allgemeinen [...] sind sie immer eher geneigt, ihre Mängel als ihre guten Eigenschaften öffentlich strahlen zu lassen, damit ja niemand Bescheid wisse, wie tüchtig sie sind. Umso bessere Handelsgeschäfte machen sie dann. [...] ein Schlag Menschen, wie geschaffen dazu, bescheidene aber sichere Geschäfte zu machen und dito Erfolge zu erzielen.»

So bescheiden sind die Geschäfte allerdings längst nicht mehr, da wir uns im globalen Casinokapitalismus befinden, den Thomas Hürlimann oder Urs Widmer oder Martin Suter in der Form von dessen Managern nur andeutungsweise auf Bühne und Papier zu bringen vermögen und den Jonas Lüscher in *Kraft* aus der Schweiz auslagert.

Kleiner Exkurs zur Geldproduktion

Nun ist Geld allerdings ein besonderes Ding, hat Karl Marx einmal geschrieben. Wenn jemand einem andern Geld verleiht, dieser also Schulden eingeht, dann konstituiert sich eine soziale Beziehung zwischen Schuldner und Gläubiger, was auch eine Machtbeziehung ist. In der Bibel heisst es dazu klipp und klar: «Der Schuldner ist seines Gläubigers Knecht» (Sprüche 22,7). Cicero überliefert einen Ausspruch des unbestechlichen Cato: «Als er gefragt wurde: ‹Wie wäre es, Geld zu verleihen?› antwortete Cato: ‹Wie wäre es mit Mord?›»

Schulden gibt es – so wie deren Kritik – seit mindestens zwei Jahrtausenden, wie David Graeber dokumentiert hat (Graeber 2011). Verschärft wurden sie mit dem weitflächig eingesetzten Kredit. Die Bank of England, 1694 gegründet, stellte die ersten Ausleihformen für den zusätzlichen Bedarf an

Geld zur Verfügung. Dieser Bedarf explodierte dann mit der industriellen Revolution. Ab 1872 entstanden spezialisierte Emissionsbanken, und mit der Neo-Globalisierung ist das in ungeahnte Höhen gestiegen.

Mit dem Kredit bekommt Geld eine zusätzliche Funktion, mit Kreditgeld begann die rasante Entwicklung des Kapitalismus. Als Einzelfall ist der Kredit ein Vorschuss. Aber er schafft die Möglichkeit, neues Geld zu schaffen. Die Münzprägung, die Geldausgabe, die bis anhin dem Fürsten vorbehalten war oder der Zentralbank und die an eine materielle Grundlage gebunden war, löst sich von diesem Fundament. Die Bank kann das bei ihr einbezahlte Geld an eine andere Bank verleihen, die damit ihrerseits Kredite finanzieren kann. So wird im Pyramidenprinzip neues Geld geschaffen. In der ökonomischen Theorie wird das als Geldschöpfungsmultiplikator bezeichnet, und man kann das in einfachen Formeln und einprägsamen Grafiken darstellen. Dieser Geldschöpfungsmechanismus führt zu einer ständigen Zunahme der Geldmenge und der gegenseitigen Verschuldung. Mit der Industrialisierung und den Krediten hat sich eine eigene Branche des Finanzkapitals entwickelt. Die war schon Anfang des 20. Jahrhunderts bedeutsam, fiel dann durch massive Veränderungen in Produktivitätssphäre und Produktivitätssteigerungen gegenüber dem produktiven Sektor wieder etwas zurück. In den letzten dreissig Jahren ist sie erneut dominant geworden, ja, es sind eigentliche Finanzmärkte entstanden, die nicht mehr wie die Börse mit Waren handeln, sondern nur noch mit Finanzinstrumenten.

Kapitalismus als Religion

Geld und Kredit setzen Vertrauen auf deren Einlösbarkeit voraus. Die judäo-christliche Tradition hat den «Götzen Mammon» deshalb immer auch als Konkurrenz zur Religion begriffen und kritisiert. Der Tanz ums Goldene Kalb ist schon ein alttestamentarisches Motiv. Umgekehrt ist die Geldwirtschaft – und spezifischer der Kapitalismus – immer wieder mit der Religion verglichen worden. Der Ökonom John Kenneth Galbraith hat das wie folgt ausgedrückt: «Die Bank of England ist in jeder Hinsicht für das Geld, was der Petersdom für den christlichen Glauben darstellt [...], denn der grösste Teil der Kunst des Umgangs mit Geld, einschliesslich ihrer geheimnisvollen Elemente, nahm von hier seinen Ausgang.» (zitiert nach Frey 2005, 48) Und Walter Benjamin hat in einem Fragment von 1921 ausdrücklich vom «Kapitalismus als Religion» gesprochen.

Der Psychologe Yoshi Frey hat diesen Strang der Kapitalismuskritik in seinem Buch *Die gläubigen Schuldner* (2005) prägnant zusammengefasst. Da-

rin erläutert er den Titelbegriff wie folgt: «Wenn wir zur Bank gehen, um Geld zu leihen, gleicht dies einem Gang zum Priester. Wir beichten dem Bankier unsere Lebenssituation, und er beurteilt unsere Festigkeit im Glauben an die Dogmen der Geldreligion. Wenn wir vertrauenswürdig unsere Bereitschaft und unsere Fähigkeit beweisen können, dass wir die auf uns genommene Schuld plus Zinstribut abarbeiten werden, dann werden wir für schuld‹würdig› befunden. Wenn wir opferwillig unsere ‹Schuldhaft› auf uns nehmen, dann schreibt der Bank‹priester› einige frisch ‹geschöpfte› magische Ziffern auf unser Konto, die Kaufkraft symbolisieren. Als Schuld‹würdige› sind wir nun Eingeweihte der Bruderschaft des Geldes und dürfen dann beim gemeinsamen Geldspiel mitspielen.» (Frey 2005, 61)

Warum aber machen wir bei diesem Spiel mit?

John Kenneth Galbraith hat dazu gemeint: «Der Prozess, durch den Banken Geld erzeugen, ist so einfach, dass der Verstand davon zurückgestossen wird und es gar nicht akzeptieren will.» (zitiert nach Frey 2005, 52) Dass ein so grundlegendes Mittel unserer Wirtschaft wie der Kredit auf so verblüffende, dubiose und riskante Weise funktionieren soll, ist eine Zumutung, verletzt sozusagen unsere Dignität als denkende Wesen; worauf wir die Einsicht in die Verdrängung zurückstossen. Das ist eine schöne, wiewohl nicht ganz überzeugende Erklärung.

Yoshi Frey spricht davon, das moderne Kreditsystem beruhe «auf der Täuschung unseres Bewusstseins» (Frey 2005, 53). Noch deutlicher: «Die Menschen wurden raffiniert zur Anerkennung einer Schuld hereingelegt, die keinen innewohnenden Wert hatte.» (Ebd.) Das ist die alte aufklärerische Priestertrugtheorie: Böse Menschen haben uns Dümmlinge verführt. Wenn wir die Priester nur durchschauen und zum Teufel jagen oder ihnen zumindest nicht mehr folgen, ist alles gut.

Aber das ist ebenfalls zu einfach.

Dagegen hat Karl Marx schon 1867 im *Kapital* den Begriff «Fetischcharakter der Ware und des Geldes» geprägt und damit zu erklären versucht, was uns da so hinterrücks betört und als übermächtiges Naturgesetz erscheint.

«Das Geheimnisvolle der Waren- und Geldform besteht also einfach darin, dass sie den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere ihrer eigenen Arbeit als gegenständliche Charaktere der Arbeitsprodukte selbst, als gesellschaftliche Natureigenschaften dieser Dinge zurückspiegelt, daher auch das gesellschaftliche Verhältnis der Produzenten zur Gesamtarbeit als ein ausser ihnen existierendes gesellschaftliches Verhältnis von Gegenständen.» (MEW 23, 86)

Geld erscheint als Wert an sich, wo es doch nur ein Mittel ist, die materiellen Tätigkeiten der Menschen und deren Produkte miteinander zu vermitteln. Kredit und Kapital erscheinen als Fähigkeit und als Macht, dass Geld mehr Geld aus sich heraus zu gebären vermag. Mit dem Fetischcharakter spielt Marx zwar auch auf ein «Zauberwerk» an, das uns etwas vorgaukelt. Aber der Begriff geht über die reine Bewusstseinstäuschung hinaus. Der Fetischcharakter ist nicht nur eingebildet, eingeredet, sondern real: So funktioniert die Wirtschaft. Wir bewegen uns alltäglich darin und werden alltäglich davon geprägt. Dass wir Kapitalzinsen zahlen, ist real und insofern zutreffend, also «wahr»; aber nicht, weil Kapital aus sich heraus Zins produziert, sondern weil die wirtschaftliche und soziale Verfassung unserer Gesellschaft dem Kapitalbesitzer einen Zins zuerkennt. Wenn Marx von einer «Religion des Alltagslebens» spricht, in der man sich einrichtet, so anerkennt er die Macht dieser Religion, möchte sie aber aufheben.

Der Geldfetisch hat deshalb immer zwei Seiten. Er bezeichnet einerseits die reale «verrückte» Welt: Durch Geld und Kapital wird unsere Wirtschaft geregelt. Und er bezeichnet andererseits die Denk- und Verhaltensformen, die dadurch ausgeprägt werden und in denen wir uns bewegen.

Masslos überschätzt

Die Schweizerische Bankiervereinigung führt alle zwei Jahre eine grosse Umfrage zum Ansehen der Banken durch. Im Frühling 2021 ist die jüngste erschienen. Die Resultate sind schockierend. «Die Einstellung der Schweizer Stimmbevölkerung zu den Banken in der Schweiz ist so positiv wie noch nie in den letzten zwanzig Jahren. Der Anteil derjenigen Personen, die ein positives oder sogar sehr positives Bild der Schweizer Banken haben, ist mit 75 Prozent auf einem neuen Höchststand» (Swiss Banking 2021, 12), wird triumphierend verkündet. Tatsächlich: 2002 hatten weniger als fünfzig Prozent der Befragten die Banken positiv eingeschätzt, dann stieg dieser Anteil, mit einem kleinen Rückschlag durch die Finanzkrise 2008, bis 2019 auf 58 Prozent. Und jetzt ein Sprung um siebzehn Prozentpunkte.

Allerdings ist dieses Resultat vor allem – oder ausschliesslich – wegen der Mitarbeit der Banken bei der Verteilung der Covid-Kredite zustande gekommen. Wenn man die Meinungsumfrage genauer anschaut, fallen die Einschätzungen nicht mehr ganz so glänzend, oder für uns BankenkritikerInnen nicht mehr ganz so düster, aus. Zuerst einmal beziehen sich die Aussagen in erster Linie auf die konkreten Banktätigkeiten wie Kreditvergabe und Hypotheken der Hausbanken, während die Finanzmanipulationen der

Grossbanken weiterhin misstrauisch gesehen werden. So lassen sich scheinbar unvereinbare Einschätzungen erklären – obwohl sechzig Prozent der Meinung sind, «die Banken» setzten sich «für Umweltschutz und ökologische Nachhaltigkeit» ein, meinen ebenfalls sechzig Prozent, die Banken stellten «Profit vor gesellschaftliche Verantwortung», und trotz allgemein höchst positivem Bild sehen noch immer knapp fünfzig Prozent der Befragten die Banken weiterhin «im Zentrum von Geldwäscherei und Finanzskandalen».

Noch beinahe stärker als das positive Image der Banken wirkt ein zweiter Aspekt, nämlich wie viel wirtschaftliches Gewicht den Banken zugeschrieben wird. Kurz gesagt: In jeder Meinungsumfrage wird diese Bedeutung sowohl bezüglich Arbeitsplätzen als auch bezüglich des volkswirtschaftlichen Beitrags der Banken überschätzt. Nach den neusten Zahlen von 2018 sind in Betrieben von Finanzdienstleistungen und Versicherungen 180 000 Beschäftige angestellt, das sind knapp vier Prozent der gesamten Arbeitskräfte, und in den Banken allein bloss gut zwei Prozent – der ganze Finanzsektor beschäftigt also nur wenig mehr Leute als die Gastronomie. In der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung hat der Finanzsektor verglichen mit seinen Arbeitskräften tatsächlich überproportionale Bedeutung, die Berechnungen reichen von sechs bis zehn Prozent. Das entspricht aber selbst mit zehn Prozent nur einem Mittelfeldplatz. Dabei wurde der Finanzsektor in den Meinungsumfragen seit 2002 jeweils an zweiter Stelle nach der Pharmabranche eingeschätzt. Umgekehrt ist zum Beispiel der Detailhandel doppelt so gross wie der Bankensektor, rangiert aber bei der Einschätzung seiner Bedeutung für die Gesamtwirtschaft immer weit hinter diesem. 2021 wird nun die «Bedeutung» aller Wirtschaftsbereiche massiv höher bewertet, sodass alle, auch die Banken, von 85 und 95 Prozent der Befragten als wichtig eingeschätzt werden.

Generell heisst das: Die Macht des Geldfetischs wirkt weiter – unsere Wirtschaft, denken wir, kann ja gar nicht anders funktionieren. Diese Macht wird zugleich durch allerlei ideologische Praxen befördert.

Ein wenig Common Sense

Wie gegen die nach wie vor dominierenden Vorstellungen und Diskurse vorgehen? Wie (beinahe) überall gilt: beim Alltag ansetzen. Innerhalb der marxistischen Denktradition hat insbesondere Antonio Gramsci den Begriff der Alltagsphilosophie in den Mittelpunkt seiner Reflexionen gestellt. Unter dem Stichwort des Common Sense hat Stuart Hall diesen Ansatz weiterentwickelt (Howald 2014).

Common Sense lässt sich als inkohärenter Alltagsverstand verstehen, der trotz seiner Widersprüche unsere Handlungen anleitet. Zumeist ist er konservativ, schleppt alte Elemente mit – etwa das alttestamentarische Motto «Auge für Auge, Zahn für Zahn» –, an deren Verbreitung von rechts zugleich aktiv gearbeitet wird. Common Sense enthält aber auch progressive Elemente, die man als «good sense», als sinnvoll bezeichnen könnte – etwa die Einsicht, dass wir auf die Zusammenarbeit mit anderen und diese auf die Zusammenarbeit mit uns angewiesen sind. Unsere verschiedenen sozialen Rollen müssen im Common Sense miteinander vereinbart werden, damit wir handeln können. Nach dreissig Jahren Neoliberalismus hat sich das marktwirtschaftlich organisierte Konsumdenken in eine dominante Position geschoben. Am Beispiel des Gesundheitswesens: Wir wissen zwar, dass es Menschen und Zeit braucht, um uns als Kranke zu pflegen, aber wir empfinden uns immer weniger als PatientInnen, sondern als KonsumentInnen von Gütern des Gesundheitsmarkts, der «rationell» bewirtschaftet werden kann.

Dennoch läuft im Common Sense nicht alles so glatt ab, bilden sich Widersprüche. So tauchen unverhofft Elemente solidarischen Verhaltens mit den Schwächeren der Gesellschaft auf, müssen aber «wegerklärt» werden durch den Vorrang des Konkurrenzprinzips.

Man weiss, was man hat

Schauen wir dieses widersprüchliche «Denken» im Common Sense noch etwas genauer an. Die Soziologin Gisela Unterweger hat ein Buch *Umgang mit Geld als kulturelle Praxis* (2013) veröffentlicht, das sie als «qualitative Studie zur gesellschaftlichen Mitte» versteht. Sie rekonstruiert eine mittelständische Grundhaltung: Man weiss, was man hat und was einem zusteht. Fürs Verhältnis zum Geld heisst das, man wolle «nicht zu viel, nicht zu wenig» – so fasst sie ein Kapitel zusammen. Sie hat «mittelständische» Beschäftigte befragt, wie sie es mit der Entlöhnung der Arbeit halten. Das Buch ist während der Debatte um die Abzocker-Initiative (2012/13) geschrieben worden, und deshalb hat sie ihre Befragten direkt mit der Frage nach den Boni ihrer Vorgesetzten und ihren eigenen konfrontiert. Boni müssen ja irgendwie gerechtfertigt werden, ihre Existenz und ihre Höhe verlangen eine weltanschauliche Verarbeitung. Im Selbstverständnis der Befragten ist Geld nicht das zentrale Motiv für ihre Arbeit. Vielmehr wird «Verantwortung» als zentrale Kategorie konstruiert, die höhere Löhne rechtfertigt. Je nach ihrer Stellung in der betrieblichen Hierarchie und ihren Aufstiegschancen schätzen

die Befragten ein, wie sie selber in Verantwortung eingebunden sind oder dies zumindest als Perspektive denken können. Und sie identifizieren sich unterschiedlich stark mit dem Unternehmen, obwohl sie zugleich beklagen, dass diese Solidarität von denen oben nicht erwidert wird.

Was aber erachten sie als angemessene Entschädigung für diese «Leistung» der Verantwortung? Zumeist setzen sie eine Grenze: etwa eine halbe Million Franken Jahreslohn. Was darüber hinausgeht, ist «unrechtmässig».

Darin äussert sich wiederum eine Ambivalenz gegenüber dem Geld. Es scheint notwendig, unhinterfragbar. Dennoch muss seine Bedeutung relativiert werden. Wir wehren uns zuweilen gegen die Zumutungen des Gelddenkens.

Aber der Geldfetisch macht sich immer wieder geltend. Wir wissen «eigentlich», dass das Geld, das wir auf die Bank bringen, nicht, wie es die Märchensprüche versprechen, «arbeitet». Und dennoch glauben wir daran, dass wir Anrecht auf mehr Geld auf unserem Bankkonto, dass wir Anrecht auf Zinsen auf unser Kapital haben. Die gegenwärtigen Nullzinsen empfinden wir, auch wir Linke, als «ungerecht», da wir doch so lange damit gelebt haben, dass uns Zinsen rechtmässig zugehören. Und jetzt erst noch die Negativzinsen – welch ein Skandal! Von der Notwendigkeit einer Verzinsung unserer Altersguthaben ganz zu schweigen.

Man könnte sagen, dass wir in einer bewussten Unbewusstheit leben.

Für eine oppositionelle Politik hilft wohl nur, sich die Grundformen bewusst zu machen, auf denen die aktuellen ideologischen Diskurse aufbauen und dann Eingriffe zu deren Umformulierung anzubieten, die zugleich die real-imaginäre Macht unserer kapitalistischen Gesellschaftsform nicht einfach negieren.

Literatur

Frey, Yoshi, 2005: Die gläubigen Schuldner. Norderstedt

Graeber, David, 2011: Schulden. Die ersten 5000 Jahre. Stuttgart

Howald, Stefan, 2015: Den neoliberalen Alltagsverstand umarbeiten. Ein Nachruf auf Stuart Hall. In: Widerspruch 65, 169–177

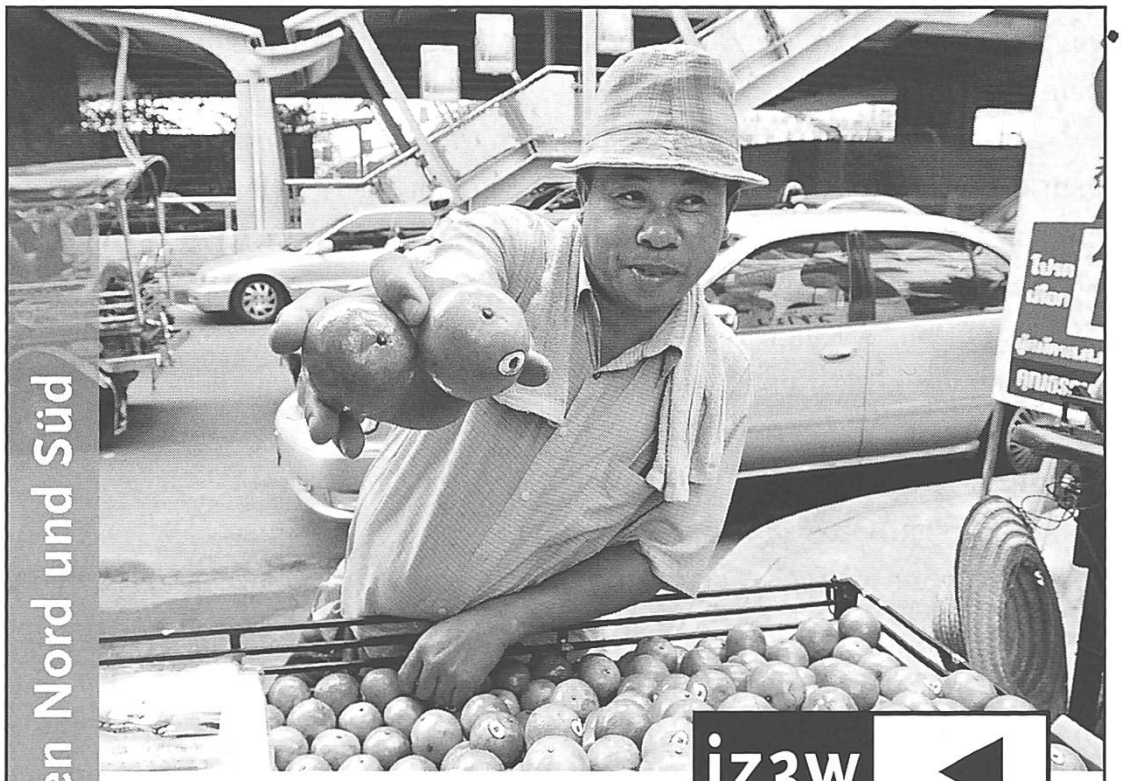
MEW 23: Marx, Karl, 1974: Das Kapital. Erster Band. Berlin/DDR

Morus, Thomas, 1983: Utopia. Übersetzt von Gerhard Ritter. Stuttgart

Swiss Banking, 2021: Rolle der Banken während Corona-Krise anerkannt. Meinungsumfrage 2021 zu den Banken in der Schweiz. Basel

Unterweger, Gisela, 2013: Umgang mit Geld als kulturelle Praxis. Eine qualitative Untersuchung in der gesellschaftlichen Mitte. Zürich

iz3w ▸ Zeitschrift zwischen Nord und Süd



iz3w ◀

Unter der Hand – Informelle Ökonomie

Außerdem: Konflikt in Äthiopien | Genoziddebatte in Namibia | Kulturkrise in Beirut

52 Seiten, € 6,–

www.iz3w.org